



DAS LABYRINTH

Mit der Morgenmaschine war ein Fremder gekommen. Niemand beachtet ihn, als er im Morgennebel die Straße hinuntergeht. Während das Leben auf dem Boulevard langsam erwacht, muß der Fremde plötzlich um sein Leben laufen. Zwei Männer verfolgen ihn. Auftragskiller. Das behauptet jedenfalls eine Frau, die ihm als einzige zur Seite steht, die seine Angst ernst zu nehmen scheint, die das drohende Unheil nicht als Einbildung abtut, sondern erkennt, daß er in Lebensgefahr schwebt, und ihm letztlich zur Flucht in eine unscheinbare Gasse verhilft – eine Gasse, die niemand freiwillig betritt, und die doch sein einziger Ausweg ist.

Tatsächlich scheint ihm niemand zu folgen. Vorläufig außer Gefahr, fühlt er sich längst nicht in Sicherheit, zumal er nicht die geringste Ahnung hat, wer die Killer auf ihn angesetzt hat. Zwar glaubt er, ihnen schon mal begegnet zu sein, doch kann er sich nicht erinnern, weder an Ort noch an Gelegenheit. Ausgerechnet jetzt hat sein Telefon keinen Empfang. Abgeschnitten von der Außenwelt ist er ganz auf sich selbst gestellt. Weit und breit kein Ausweg zu sehen. Ein undurchdringlicher Mauerverbund scheint die Gasse hermetisch abzuriegeln, und die hoch aufragenden Häuser lassen unwillkürlich ein Gefühl bedrückender Enge entstehen. Hilfsbereite Gassenbewohner versichern ihm, es gebe

– wenn überhaupt – nur einen einzigen Weg aus dieser Gasse hinaus, nämlich in sie hinein.

Den erhofften Ausweg bekommt er allerdings nicht zu sehen. Fragen danach werden mit belanglosen Auskünften abgetan: »Sie sind schon auf dem richtigen Weg« oder »Das weiß keiner so genau.« Konkretere Auskünfte wie »Gehen Sie hier entlang« bekommt er indes unaufgefordert, weil hier vorzugsweise ungestellte Fragen beantwortet werden. Diese Hinweise erscheinen ihm in ihrer Aufdringlichkeit so sonderbar, daß er gut und gern darauf verzichten kann. Aber den Gassenbewohnern liegt sehr viel daran, den Fremden umfassend zu informieren. Allerorten warten sie mit Ratschlägen auf und lassen keine Gelegenheit aus, ihm darzulegen, was hier alles gefährlich, verboten oder gar unmöglich ist. So ist der Gedanke an Umkehr zwar erlaubt, doch ist sie generell ausgeschlossen, zumal ihm genug andere Möglichkeiten offenstehen. Allein eine Begründung kann oder will man ihm nicht geben. Dabei würde ihm eine einzige vernünftige Antwort schon genügen! Aber mit Vernunft, soviel scheint festzustehen, wird er hier nicht viel weiter kommen. Auch mit Geld ist sein Problem nicht zu lösen. Es sei schlichtweg nicht möglich, ihn aus der Gasse zu führen, denn »Wir wissen selbst nicht, wohin sie führt.« So freundlich und hilfsbereit ihm die Gassenbewohner auch begegnen mögen, so wenig läßt sich inzwischen verkennen, daß er auf ihre Hilfe nicht zu zählen braucht. Er beschließt, seine eigenen Wege zu gehen und keine weiteren Auskünfte mehr entgegenzunehmen. Doch selbst schweigend scheinen sie ihm noch gut zuzureden, und wenn sie nichtssagend dastehen, dann nicken sie unscheinbar. Ermutigen sie ihn? Beim besten Willen, er wüßte weder worin noch wozu! Vor allem aber – und das ist ihm unheimlich – scheinen sie stets zu wissen, was er wissen will.

In einer Bar, versteht er zwar nicht, worum es geht, doch steht außer Frage: Es geht um ihn. Hier geht es ausschließlich um ihn. Von einem Fremden ist die Rede, wohl wahr, und von der Pflicht, das Fremdenamt aufzusuchen. Daß das angeblich niemand gesagt hat, ändert selbstverständlich nichts an der Meldepflicht. Als sich

ein Stammgast mit ihm aussprechen will, verläßt der Fremde das Lokal, weil er keine Zeit mit solchen Leuten verschwenden will. Ihm bleiben noch acht Stunden, bis sein Rückflug geht, acht Stunden, um in sein gewohntes Leben zurückzukehren. Eine Frau würde ihn gern begleiten. Sie sorgt sich um ihn. Er weist sie zurück, weil er sich mit niemandem belasten will. Und als sie wenig später weinend am Wegesrand steht, da fragt er sich, was das mit ihm zu tun haben soll.

Nach einer Weile überkommt ihn das Gefühl, dem ein oder anderen schon mal begegnet zu sein. Freilich mag das daran liegen, daß sich alle sehr ähnlich sehen. Es ist ihre Freundlichkeit, in der Tat, die ihre Gesichter so sehr entstellt, daß ihm keine Unterscheidung mehr möglich ist. Und diese lächerliche Gassenfreundlichkeit ist es auch, die ihm bedrohlich vorkommt. Von zunehmendem Mißtrauen getrieben, gerät er immer tiefer in die Gasse hinein, viel zu weit, als daß eine Umkehr noch möglich wäre. Unbeirrbar folgt er seinem Weg, ohne je einen Ausweg zu sehen. Doch irgendwohin muß diese Gasse ja führen! Den Plan, durch einen Hinterausgang zu entkommen, muß er verwerfen, weil die Hauseingänge allesamt verriegelt oder zugemauert sind. Augenscheinlich unbewohnt, sind nur die Fassaden erhalten, um die Blicke abzuhalten von dem, was sich dahinter verbirgt: Ruinen womöglich. Und doch sind da Schatten in den Fensterhöhlen, die ihm Anlaß geben, sich unter ständiger Beobachtung zu fühlen. Endlich begreift er, daß die eigentliche Gefahr nicht von seinen Verfolgern ausgeht; sie lauert in den Häusern, im Inneren, in den Gedanken, in allem, was sich hinter den freundlichen Fassaden verbirgt: Hintergedanken und Hinterhältigkeit. Von Panik ergriffen, flieht er vor den tödlichen Blicken dieser Heckenschützen.

Gänzlich unerwartet bietet sich ihm ein Fluchtweg an. Der schmale Korridor kann nur alleine gegangen, aber bedenkenlos empfohlen werden, zumal alle Fremden bislang hier abgebogen sind. Gleichwohl rät man ihm, die Gasse lieber nicht zu verlassen, denn »Wer einmal vom rechten Weg abkommt, findet selten wieder zurück!« Der Ausweg entpuppt sich in der Tat als ein unwegsamer Pfad.

Schritt um Schritt wird es enger um ihn. Er muß die Hände zu Hilfe nehmen, um die wankenden Mauern auf Distanz zu halten. Als das Ende des Korridors endlich in Reichweite kommt, und er diesem Alptraum schon zu entkommen glaubt, tauchen im Ausgang zwei Silhouetten auf. Sie sind noch da! Er kann ihnen nicht entrinnen. Resignierend sinkt er zu Boden und es wird zunehmend dunkler um ihn. Da dringen Stimmen aus den Gemäuern und flüstern ihm ein, was er die ganze Zeit über befürchtet hat: »Nun gib uns schon, was du hast. Wir wissen nicht, was es ist. Aber du mußt etwas haben, was wir selbst gern hätten. Nun gib uns schon ...«

Fest entschlossen, diesen ganzen Irrsinn, diesen Irrtum, diese Gasse unverzüglich hinter sich lassen, vertraut er sich Fremdenführern an, die ihn in die Räume eines Versicherungskonzerns entführen. Der Konzern besitzt Informationen über ihn, die er zum Teil selbst nicht mal kennt: Zunächst legt man ihm ein lückenloses Verzeichnis längst verjährter Winkelzüge vor, die seine Anwaltskarriere befördert haben; dann wird er mit einer seitenlangen Liste von Feinden konfrontiert, die er angeblich seiner Skrupellosigkeit verdankt. Insbesondere ruft man ihm einen gewissen Hingst in Erinnerung, den er einst im Kreuzverhör in die Enge und letztlich in den Ruin getrieben hat. Auch über seine jüngsten Aktivitäten ist man bestens unterrichtet. So ist bekannt, daß er mit der Morgenmaschine kam und einen ärztlichen Spezialisten konsultierte. Sogar den Inhalt des medizinischen Befunds, den er erst heute morgen erhielt, und der ihm eine ebenso unerklärliche wie hartnäckige Schwäche attestiert, kennt man bis ins Detail. Selbstverständlich ist der Konzern auch über seine Verfolger im Bild, und da er zweifellos in Lebensgefahr schwebt, sei es höchste Zeit, über seinen Tod zu reden und seinen Nachlaß zu regeln. Unnütze Besitztümer werden auf der Stelle eingezogen: die Armbanduhr von Cartier benötigt er nicht mehr, denn wessen Zeit abgelaufen ist, kommt ohne Uhr aus. Auch Bargeld ist unnötiger Ballast, zumal Fremdwährung in der Fremde keinen Wert besitzt. Natürlich bekommt er eine Quittung dafür. Zum Abschied händigt man ihm noch eine Police aus, die ihm den Schutz der Organisation garantiert.

Schon wenig später zeigt sich, daß dieser Schutz völlig wertlos ist. Der Fremde schlittert in einen Strudel von Ereignissen und Begegnungen, die er mit der Erfahrung des versierten Rechtsanwalts zu meistern versucht, und denen er immer weniger gewachsen ist. Ein entgegenkommender Mann nimmt ihm gleich mal das Telefon ab, nur weil er eines gebrauchen kann; ein »Dozent des freien Willens« fühlt sich gezwungen, ihm die Papiere wegzunehmen, weil er selbst keine Identität besitzt; und Wegelagerer legitimieren ihre Plünderung mit einem demokratischen Mehrheitsbeschluß, dem er nichts entgegenzusetzen hat, weil sie in der Überzahl sind. Da seine sukzessive Enteignung mit dem hiesigen Recht im Einklang steht, verliert er den Boden unter den Füßen, denn nunmehr ist sein auf Gesetz und Gerechtigkeit beruhendes Ordnungssystem, mithin alles worauf sein Denken fußt, ad absurdum geführt. Neben Hab und Gut und einigen Illusionen ist er endlich auch seine Überheblichkeit los. Als er in einer Zeitung von Hingsts Selbstmord erfährt, verspürt er zum ersten Mal so etwas wie ein Schuldgefühl. Eine gewisse Erleichterung will er gar nicht verhehlen, doch ist sie von kurzer Dauer: Die Killer haben ihr Interesse keineswegs aufgegeben. Zwar treten sie stets nur als Schatten in der Ferne auf, doch scheinen sie ihn niemals aus den Augen zu verlieren.

Auf der Suche nach einem Ausweg verläuft er sich mehr und mehr in einem Labyrinth von Gängen und Korridoren, die kaum voneinander unterscheidbar sind, und die er glaubt, alle schon einmal gegangen zu sein. Als er immer wieder dieselbe Kreuzung passiert, die sich dann stets als eine andere erweist, kommt er nicht mehr umhin, die Zuverlässigkeit seiner Wahrnehmung in Zweifel ziehen. Da bemerkt er einen Mann, der sich seiner Umwelt so sehr angepaßt hat, daß er von ihr nicht mehr zu unterscheiden ist. Er stellt sich als »Assimilierter« vor, der sich berufen fühlt, Fremde über die Vorteile der Integration aufzuklären. Dazu sei es lediglich nötig, die Haltung aufzugeben, denn Haltung sei ein Unterscheidungsmerkmal, das zwangsläufig zur Ausgrenzung führe. Alles sonst noch Wissenswerte

erfahren Fremde im Integrationsbüro. Dessen Standort ist zwar nicht bestimmbar, doch sei es nicht zu verfehlen, denn es liege auf seinem Weg.

Dieser Weg scheint nicht enden zu wollen, immer weiter und doch nirgends hin zuführen, ein Irrweg offenbar, auf dem alle Abwege doch nur Umwege verheißen und sich vermeintliche Auswege stets als Sackgassen erweisen. Die Welt, in die sich der Fremde da verfangen hat, entlarvt sich mithin als eine, der nicht zu entkommen ist. Als er am Ende des Tages sein Flugzeug in den Nachthimmel steigen sieht, hat der Weg sein Ziel und damit seinen Sinn verloren, und der Fremde die Hoffnung, diese Gasse jemals zu verlassen.

Eine Polizeikontrolle eröffnet ihm eine unerwartete Chance. Da er sich weder ausweisen noch eine Aufenthaltsgenehmigung vorweisen kann, soll er ausgewiesen werden. Da ihm jedoch ein Psychiater während der Vernehmung ein schweres Identitätsproblem attestiert (»Er glaubt tatsächlich, daß er existiert!«), wird er statt in Abschiebehaft in die psychiatrische Abteilung gebracht. Obwohl es dort weder Zellen noch Gitter gibt, sind Fluchtversuche nach vorherrschender Meinung vollkommen zwecklos, weil man Freiheit nicht an Gittern festmachen kann. Eine Flucht ist auch gar nicht nötig. Nachdem die Behörden die Identität des Fremden nicht ermitteln können, wird ihm amtlich bescheinigt, daß er nicht existiert und genau genommen gar nicht hier sein dürfte. Vor seiner Freilassung muß er allerdings noch einen Offenbarungseid ablegen, weil er die fällige Haftgebühr nicht entrichten kann. Alles, was ihm danach noch bleibt, ist ein zugelaufener Straßenköter, der ihm fortan nicht mehr von der Seite weicht.

Allein mit seinem Schicksal und seinem Hund geht ein Fremder weit nach Mitternacht in der Dunkelheit verloren. Jenes unerklärliche Gefühl der Schwäche, das ihn von Beginn an verfolgte, holt ihn nunmehr ein. Einzig die Erkenntnis, daß es allein ums Weitergehen geht, hält ihn davon ab aufzugeben. Seine Maximen sind freilich auf der Strecke geblieben, und sein Weltbild, das er für unverrückbar hielt, ist inzwischen förmlich auf den

Kopf gestellt. Konsequenterweise versagen auch die üblichen Institutionen der Sinnstiftung – Religion, Philosophie und Wissenschaft –, so beharrlich sie ihre Dienste auch anbieten: Ein Geistlicher führt ihn auf Gottes unergründlichen Wegen in ein Rotlichtviertel. Vor dem dort ansässigen Lokal »Paradies« wirft ein Türsteher eine Horde Betrunkener hinaus. Einst als Philosophen in die Gasse gekommen, sind sie längst zu saufenden Hurenböcken verkommen. Nur durch Rausch und Liebe sei dieser Welt zu entkommen, denn mit Vernunft ist ihr nicht beizukommen. Einer glaubt, im Fremden einen alten Freund zu erkennen. Zum Beweis legt er ihm ein Klassenfoto vor, auf dem sich der Fremde allerdings nicht wiedererkennt, weil die Abgebildeten in ihren Uniformen alle gleich aussehen. Ein Freudenmädchen namens »Cherie« bitet ihn inständig, endlich Farbe zu bekennen und sich einzugestehen, daß er hierher, daß er zu ihr gehört! Wenngleich er für die Liebe nie etwas übrig hatte, nimmt ihn Cherie für sich ein und wird zur Gefährtin auf dem letzten Stück seines Wegs.

Wie selbstverständlich führt dieser Weg in die Gasse zurück. Und nun, da weit in der Ferne der Zugang schimmert und sich vor seinen Augen der Rückweg auftut, wittert der Fremde eine vage Chance, die Gasse doch noch zu verlassen, sie ein für alle Male hinter sich zu lassen und alles Geschehene ungeschehen zu machen. Aber der Rückweg erweist sich als unbegehrbar, weil er in die Vergangenheit führt und sich in der Erinnerung verliert.

Cherie erkennt, daß der Fremde mit ihr nicht glücklich werden kann – nicht hier! Sie führt ihn zu einem Wissenschaftler, der als Schleuser im Untergrund agiert und Flüchtlingen über die Grenze hilft. Dessen Theorien bestätigen, daß ein Verlassen der Gasse im Bereich des Möglichen liegt. In der Praxis ist es freilich noch niemandem gelungen, weil die Grenze unter strengster Bewachung steht und zudem über einen natürlichen Selbstschutz verfügt, der bedingt, daß man sich ihr zwar nähern, sie aber niemals erreichen kann. In Kenntnis der Risiken dringen die Gefährten in den Grenzbereich vor.

Erst sind es nur die Suchscheinwerfer der Grenzposten, wenig später nehmen sie auch Scharfschützen ins Visier. Den Wissenschaftler trifft eine tödliche Kugel. Cherie und der Fremde können sich in eine Nebengasse retten. Von absoluter Dunkelheit umgeben, spürt der Fremde die Nähe des Gassenausgangs, spürt, daß hier das Nichts beginnt, daß hier alles enden wird. Es kommt ihm so vor, als bewege sie sich, die Finsternis, als sei da eine Energie, die ihn vereinnahmen will, die das Bedürfnis weckt, die Kontrolle aufzugeben, den Drang, sich fallenzulassen, sich in den Abgrund zu stürzen, eine unwidderstehliche Kraft, der er nichts mehr entgegenzusetzen hat. Cherie hält ihn gerade noch zurück.

Ein neuer Tag beginnt. Drei Schüsse schneiden in die Stille, drei Schüsse aus dem Nichts, drei gezielte Schüsse, die ihre Ziele nicht verfehlen. Das Letzte, was ihm geblieben war, die Liebe einer Hure und die Treue eines Straßenköters, wird ihm in diesen Momenten genommen. Als er die Killer teilnahmslos im Gassenausgang stehen sieht, begreift er, daß er ihnen stets vollkommen gleichgültig war, daß sie ihn niemals verfolgt, sondern immer nur auf ihn gewartet haben. Sie warten noch immer. Ihre langen Schatten greifen nach ihm. Er richtet sich auf und geht ihnen furchtlos entgegen. Und da verschwinden ihre Schatten im gleißenden Sonnenlicht. Doch irgendwo stehen sie, vielleicht schießen sie, vielleicht verfehlen die Schüsse ihr Ziel, vielleicht treffen sie. Es ist ihm gleichgültig. Die letzten Schritte müssen noch gegangen werden, und er kann sie nur gehen als ein Fremder, der sich am Ende selbst fremd geworden ist. Der Weg ist frei. Er ist am Ziel. Er tritt in eine weite Landschaft ein, in der ihn nichts mehr beengt, in der es keine Anderen mehr gibt, keine Verfolger, keine Häuser, keine Mauern, keine Gasse, keine Welt, nur ihn und das Nichts, von dem er nun nicht mehr zu unterscheiden ist. Er taucht in diese lichte Landschaft ein, bis er völlig eins ist mit ihr, bis er im Licht aufgeht, bis er verschwunden ist, so als hätte es ihn nie gegeben.

ENDE